

"Kultur" kommt nach Aeppelvik

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 44

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648280>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

beitslosen ein Opfer an persönlicher Freiheit bedeutet, wenn sie sich dem Dienst zur Verfügung stellen. Dieses Entgegenkommen sollte durch eine Bevorzugung in der Stellenvermittlung ausgeglichen werden.

Es hält schwer, heute die genaue Zahl der im Arbeitsdienst Beschäftigten anzugeben; es dürften aber über 400 sein. Diese Zahl ist jedoch, verglichen mit den ca. 10,000 jugendlichen Erwerbslosen, noch verschwindend klein; aber wir stehen ja erst am Anfang dieser neuen Bewegung.

Zusammenfassend sei festgehalten, daß der Dienst der Arbeitslosen eine Krisenmaßnahme ist. Es bestehen keinerlei Tendenzen, ihn zu einer Arbeitsdienstpflcht auszubauen. Gingegegen wäre die Möglichkeit zu prüfen, ob nicht an Stelle der persönlichen Arbeitslosenunterstützung an Jugendliche bis zum 22. Altersjahre für einen Teil des Jahres die Pflicht zur Teilnahme am Arbeitsdienst treten könnte. Die Studentenkolonien aber sollen eine Hilfsaktion für unsere Bergbauern bleiben. Sie sollen dazu beitragen, daß der Kontakt zwischen den Berglern und Akademikern wieder enger wird. Beides jedoch sind Aufgaben, deren Lösung für den gedeihlichen Weiterbestand unseres Landes von großer Bedeutung sind. —

Otto Zaugg,
Präsident des Amtes für Arbeitskolonien
des Verbandes der Schweizerischen Studenten-schaften.

Kantonsschule Solothurn.

1833—1933.

Unter den höheren Schulen des Schweizerlandes, die als Kinder der Regenerationsjahre ihre Jahrhundertfeier begehen dürfen, scheint die Solothurner Kantonsschule vom Schicksal besonders begünstigt zu sein. Es ist ihr ein Lehrer-Dichter geschenkt, dem es gegeben ist, den Auftrag, eine Gedentschrift zu schreiben, mit einem feinen Kunstwerk zu quittieren.

Josef Reinhart — wer anders konnte es sein! — hat die hundertjährige Geschichte der Solothurner Kantonsschule in einer Folge von lebendigen Bildern dargestellt. Da ist keine trockene Historie, keine Aufzählung. Die Jahrhunderte — der Dichter griff über seinen Auftrag hinausgehend auf die Anfänge der Schule zurück — und Jahrzehnte erstehen aus diesen Bildern als blutvoll bewegte Wirklichkeit. Eine Wirklichkeit, die der Ueberprüfung auf geschichtliche Treue standhält. Wir wissen tatsächlich nicht, was wir an dieser Schrift mehr bewundern sollen: die Belesenheit des Autors in der historischen Literatur und seine Sicherheit in ihrer Deutung oder die künstlerische Darstellungskraft, die alles, die Begebenheiten und die Vertlichkeiten, in lebendige Anschauung verwandelt. Eine schier unabsehbare Reihe von Gestalten, Schülern und Schulmännern, die die Geschichte der Schule führten und erlebten, vom fahrenden Scholaren aus der Zeit des Meisters Felix Hämmerli, bis zu den Lateinschülern des Dompfropstes Hügli und der Patres in der Schule der Väter Jesu im Kollegium, bis zu den der weltlichen Kantonsschule, ja bis zu den zigarettenrauchenden, über Hamlet philosophierenden Studenten und Studentinnen der heutigen 600 Schüler umfassenden Schulanstalt und ihren Professoren, Rektoren und Vorstehern — läßt Reinharts Gedentbuch vor unsern innern Augen vorbeimarschieren. Lehrer, Rektoren und Erziehungsdirektoren, deren Namen die Darstellung nicht besonders nennt, sind im Anhang in die Darstellungs- und Namentabelle vertreten. Für all die Beteiligten muß Reinharts Buch ein wertvolles Geschenk bedeuten. Der Verfasser gibt uns freundlicherweise die Erlaubnis zum Abdruck eines Abschnittes seines Buches. Wir lassen ihn hier folgen.

Zehnuhrpause.

(Ein Kapitel aus der Gedentschrift zur Jahrhundertfeier der Kantonsschule Solothurn 1833 bis 1933 von Josef Reinhart.)

Die Glode schrillt wie einst und ehemdem. Die hintere Pforte fliegt auf. Köpfe strecken sich zusammen, fassen Feuer für die Zigarette; sie fährt nicht hinter den Rücken, wenn ein Professor heraustritt. Oder ist das auch ein Schüler dort, ohne Hut, in Kniehosen und farbigem Sportshemd? Ein kameradschaftlicher Spaß, ein Salut dem Zeichnungslehrer, der, das Feldstühlchen über der Achsel, mit seinen Schülern von einer Freilichtstunde schulwärts stiefelt. Gib acht! Er hat den Luciferblick für deine unheilverrätenden Stirnhöcker. In der nächsten Stunde zeichnet er dich — ein moderner Lavater — den Schülern als Charaktertypen an die Tafel. Drinnen im Korridor ist's fast leer; nur in einer Nische redet ein Farbiger auf einen Bubikopf ein; der Farbige hat sie schon längst zum Kränzchen eingeladen ins Altischholz, im Auto hin, im Auto zurück, früh um halb sechs. Verdorbene Jugend? — Nein! Die Mama besorgt ja mit Stolz das seidene Kleidchen!

Draußen im Hofe bewegt sich buntes Leben. Wo sind die Professoren? Ah, dort schält sich die Reihe aus dem Schwarm der Jugend. Die Lehrer, die da schreiten, wo ist der Gehrock von einst und ehemdem, wo sind die Patriarchenbärte, wo ist der Schnurrbart aus Kaiser Wilhelms Vorkriegszeit? Schulreise ist das Thema. Nein, dort auf der Bank lauschen die Handelstöchter einem Kameraden; Tanzkränzchen? Mit nichten. Heute ist Kontokorrentklausur, und feins will laden.

Dort staunt sich eine Gruppe um einen Lehrer: Morgen um 7.15 Sammlung am Bahnhof. Proviant mitnehmen: Exkursion „Eisenwerk Choindez“. Und die Knirpse, die am Brunnenrande Haschen spielen? Das sind die Kleinsten; die wissen noch von nichts, als vom lateinischen Thema, das für heute glücklich vorüber ist. Da hält ein Kurzröckchen an und staunt einem Pärchen nach, das gestern abend nach dem Promenadenkonzert noch seiner lieben Mama begegnet ist. Heute in der Pause erklärt er ihr Differentialrechnung; morgen philosophiert sie mit einem andern auf eben diesem sonnigen Pausenwege im Kantonsschulhofe über „Sein oder Nichtsein!“

Die Glode schrillt; farbig fliegt's durch die Türen. Nur auf einer Bank raucht noch Herr X den Stumpen fertig. Heute und vor Zeiten!

„Kultur“ kommt nach Aepplvik.

Wir entnehmen diesen Abschnitt mit Erlaubnis des Montana-Verlages in Horw-Luzern und Leipzig dem Buch „Der Amerika-Johann“ von F. Moeschlin, das der Verlag eben in endgültiger Fassung herausbringt.

Zehn Pferde brachten sie nicht nach dem Stenbadshofe, hatten die Bauern gesagt. Am Sonntag darauf aber zeigte es sich, daß die eigenen Beine stark genug waren, um allen Widerstand zu überwinden und Leib und Seele mit der übermächtigen Neugier nach der Stätte so vieler Wunder zu tragen.

Der Amerika-Johann war ins Kirchdorf gefahren. Die Türe war verschlossen. Durch die hohen unglaublichen Fenster aber sah man alle Dinge, von denen der Dunder-Fredrik erzählt hatte.

Der erste, der sich in den Hof hineinwagte, erschrak und schämte sich, als er dem zweiten begegnete. Als aber nach und nach das ganze Dorf die Nasen an die Scheiben drückte, wurde in stillschweigendem Uebereinkommen die Scham als etwas Ueberflüssiges auf die Seite geworfen.

Man habe nur nachsehen wollen, ob der Dunder-Fredrik nicht gelogen habe, sagte einer zum anderen.

Nein, der Dunder-Fredrik hatte nicht gelogen ...

Von dem Tage an geschah es oft, daß die Weiber ungeduldig wurden, wenn sie im offenen Herde kochen mußten, und daß sie schimpften und klagten: „Denk, wenn wir einen eisernen Kochherd hätten ...“ Die Männer taten, als hörten sie nichts, aber sie selber waren nicht besser daran. Wenn sie in die kleine Hauschmiede mußten, um ein paar Nägel zurechtzuhämmern, sahen sie nur immer die Kiste mit den vielen tausend Nägeln vor sich, die für ein ganzes Leben ausreichen würden, und taten die Arbeit, die ihnen früher nie eine Last gewesen war, eher ein Spiel und eine Freude, verdrossen und mürrisch.

Dann hieß es auf einmal, der Kaufladen sei eröffnet worden und jedem stehe es frei, hinzugehen, ganz wie es ihm heliebe.

Sie gingen nicht am ersten Tage hin, auch nicht am zweiten Tage, am dritten Tage aber war die Neugier wieder übermächtig, und so, wie der erste Schnee kommt, nicht haufenweise, nicht aufs Mal, sondern langsam und gemächlich, Flocke um Flocke, so kamen die Bauern von Appelpövil, zögernd und ruckweise durch die einladend geöffnete Türe des Kaufladens ...

Die ganze Stube war voller Dinge. Man sah es ihnen an, daß sie funkelnagelneu waren. Auf Schäften und Tischen lagen und standen sie. Auch auf dem Fußboden. Einige hingen an der Decke. Andere wieder waren in Schubladen versteckt, die herausgezogen werden konnten. Und alle Dinge hatten irgendwo ein Zettelchen hängen, auf dem zu lesen war, was sie kosteten.

„Oj, oj, oj, was ist denn das?“

„Das sind Blusen und Schürzen, wie man sie in Stockholm trägt“, antwortete der Amerika-Johann bereitwillig. Man hörte die Erklärung aufmerksam an. Aber man schaute auf die Seite.

„Und das sind leichte Sommerröcke ... und das sind Hüte ...“

Hüte? Ging denn nicht alle Welt in roten und weißen Hauben? Gab es Frauen, die in Hüten gingen, wie die Männer?

„Und hier sind lange Hosen aus allerfeinstem Stoff für Herren! ...“

Herren? War die Zeit gekommen, daß die Bauern es den Herren gleich tun konnten?

„Und hier sind feine Schuhe, der König hat keine besseren.“

Man glaubte es. So glänzend und dünn war das Leder. So schmal die Spitze. So leicht und biegsam die Sohle. Oj, oj, oj, daß nun auch ein simpler Bauer wie der König daherkommen konnte — an den Füßen wenigstens.

Ach ja, viele feine Dinge lagen da ... man bekam richtig Lust, sie zu kaufen, je länger man sie anschaute.

Das ganze Dorf kam in den Kaufladen. Nur vier kamen nicht.

Der Pellas-Jerk war zu stolz auf Selbstgeschaffenes und Ererbtes.

Britta war zu tief in Jorn und Trauer.

Der Spel-Daniel war zu fromm.

Und der Färg Petter haßte den Amerika-Johann, weil er die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande auf den Misthaufen geworfen hatte. Und weil er Tapeten verkaufte, die seine Bilder überflüssig machten.

Diese Tapeten! Langes, langes Papier auf Rollen, die gar kein Ende nehmen wollten. Mit Figuren und Blumen und richtigen Landschaften in vielerlei Farben. Und nicht gemalt — malen konnte schließlich auch ein Bauer, wenn er sich Mühe gab, der Färg-Petter bewies es — sondern gedruckt.

Wie fein, wie unglaublich fein! Es gab Appelpövil, die darüber weinten, daß ihre seligen Väter soviel Pracht und Herrlichkeit nicht mehr erlebt hatten. Kein Mensch konnte wissen, ob der Himmel, in dem sie jetzt wohnten, ebenso schön war.

Es gab aber auch Appelpövil, welche die Abgestorbenen beneideten. Jenen war erspart geblieben, so viele prächtige Dinge zu sehen ... und sie doch nicht besitzen zu dürfen ...

Denn die Appelpövil hatten kein Geld!

Sie sehnten sich danach, aus ihren groben Kleidern herauszuschlüpfen und Herren zu werden, Schmetterlingen gleich, die aus der Puppe kriechen.

Der unbestimmte, ahnungsvolle Trieb nach Höherem peinigte sie. Vordem war alles recht und gut gewesen, wie von Ewigkeit her, wie für Ewigkeit bestimmt. Nun sahen sie auf einmal, daß alles anders sein könnte. Und anders war besser!

Sie hatten bloß kein Geld ...

Aber war nicht der Wald ihr Eigentum? ... Der Wald mußte Ihnen helfen! Wozu war er sonst da?

Man schlug auf den Busch. Man gab dem Amerika-Johann zu verstehen, daß man gar nicht mehr so abgeneigt sei — er werde schon wissen ...

Aber der Amerika-Johann verzog keine Miene. Er tat, als könne er nicht Schwedisch. Er sprach vom Wetter, obwohl man ihm deutlich zu verstehen gab, daß man den Wald meine ...

Herbsttag.

Von Irmela Linberg.

Der Sonnenblumen dichter hoher Wald
Träumt golden in dem tiefen Mittagschweigen;
Marienfäden tanzen ihren Reigen;
Vom Walde weht es seltsam fremd und kalt.

Und von den Lindenbäumen der Allee
Wehn gelbe Blätter auf die stillen Wege ...
Ein leises Knacken — — äugend durchs Gehege
Am Waldrand bricht ein schlankes junges Reh.

So stumm die Welt, so voller Todesahnung,
Ein Friedhof aus des Sommers bunten Resten,
Und doch — die braunen Knospen an den Ästen,
Sie wollen schon an neuen Frühling mahnen.

Von einer starken Liebe.

Von Robert Scheurer, Agno.

Giulio ist ein einfacher Mann, ein Schreiner. Aber er ist ein Held. Nicht daß er dieses Heldentum auf irgend einem Schlachtfelde erfochten hätte. Wenigstens nicht auf einem solchen im landläufigen Sinne. Aber das Leben an und für sich ist eben für manchen und manche auch eine Art Schlachtfeld, wo ein Sieg in den allermeisten Fällen mehr Kräfte erfordert als ein durch Hieb und Stich und Draufloschießen errungener.

„Der größte Held ist der, der sich selbst bezwingt“, sagt einer unserer größten deutschen Dichter. Und er hat recht. Was übrigens jeder an seiner eigenen Natur erproben kann.

Giulio liebte ein hübsches Mädchen seines Dorfes. Die beiden waren einig, ein Paar zu werden. Und eine gesicherte Zukunft lag auch vor ihnen; denn Giulio war als tüchtiger Berufsmann im ganzen Distrikt bekannt und geschätzt. Er brauchte kein Inserat im Amtsblatt. „Die fertige Arbeit ist meine Reklame“, pflegte er zu sagen. Und diese Aeußerung bewahrheitete sich, denn es regnete stets von Aufträgen, mehr als er zu bewältigen vermochte.